

läutert. Die konkreten Erfahrungen in der Umsetzung einer solchen Haltung werden in der forschungsmethodischen Diskussion im Schlusskapitel einer Reflexion zugeführt (vgl. Kap. 6.1.1).

4.2 Voruntersuchung: Beobachtungen und autoethnografische Selbsterfahrungen

Dass dieses Projekt eine Voruntersuchung aufweist, hat zwei Gründe. In erster Linie bezweckte die Voruntersuchung eine explorative Annäherung an den Forschungsgegenstand bzw. das untersuchte Phänomen der fotografischen Selbstdarstellung, das der Forscherin persönlich weitgehend fremd war.⁴ Diese Annäherung diente somit der Sensibilisierung für den Forschungsgegenstand und unterstützte beispielsweise die Entwicklung des Interviewleitfadens für die exmanenten Nachfragen in den Interviews der Hauptuntersuchung, aber auch das Generieren spontaner, immanenter Nachfragen (vgl. Kap. 4.3.2). Des Weiteren ermöglichte die Annäherung im Rahmen der Voruntersuchung Reflexionsprozesse, die insbesondere deswegen erforderlich waren, weil die Praktiken der fotografischen Selbstdarstellung der Forscherin nicht nur fremd waren, sondern sie auch befremdeten. Die persönliche Einstellung gegenüber dem Forschungsgegenstand ließ früh im Forschungsprozess deutlich werden, dass Techniken der Selbstreflexion erforderlich sein würden, um die Ergebnisse der Untersuchung nicht in eine bestimmte Richtung zu entwickeln. Diese Annäherungen an den Forschungsgegenstand wurden mittels Beobachtungen von fotografischen Selbstdarstellungen im öffentlichen Raum wie auch in Gestalt von autoethnografischen Selbsterfahrungen der Forscherin mit dieser Praktik realisiert. Nachfolgend werden zunächst die Beobachtungen im öffentlichen Raum (Kap. 4.2.1) und die Autoethnografie (Kap. 4.2.2) beschrieben und forschungsmethodisch eingeordnet, ehe die daraus resultierenden forschungsprozessrelevanten Erkenntnisse dargestellt werden (Kap. 4.2.3).

4 Zwar besaß die Forscherin schon länger ein Facebook-Profil, doch bevorzugte sie es, sich verfremdet darzustellen.

4.2.1 Beobachtungen von fotografischen Selbstdarstellungspraktiken im öffentlichen Raum

Im Zeitraum von rund einem Jahr – Mai 2016 bis Juli 2017 – wurden acht Beobachtungs- und Erinnerungsprotokolle von Situationen erstellt, in denen im öffentlichen Raum fotografische Selbstdarstellungen angefertigt wurden. Die Protokolle entstanden immer dann, wenn sich der Forschungsgegenstand der Forscherin aufdrängte. Es wurde nicht gezielt nach Orten gesucht, an denen Menschen – insbesondere junge Menschen – fotografische Selbstdarstellungen von sich erstellten, sie begegneten der Forscherin vielmehr als alltägliche Handlungen beiläufig und an verschiedenen Orten. So ergaben sich Beobachtungen in Cafés, im Zug, im Urlaub am Strand oder am Bahnhof. Da die Forscherin an diesen Beobachtungssituationen weder beteiligt war noch ihre beobachtende Tätigkeit offenlegte bzw. diese den Beobachtenden nicht auffiel, handelt es sich dabei um eine »nicht-teilnehmende« und »verdeckte Beobachtung« (Flick 2012, S. 282). Diese wird in der vorliegenden Studie als forschungsethisch unbedenklich erachtet, da die Beobachteten in den Protokollen nicht erkennbar sind und keine sensiblen Lebensbereiche tangiert wurden – schließlich agierten die Beobachteten in der Öffentlichkeit (vgl. ebd., S. 283).

Nahm die Forscherin Situationen wahr, in denen Menschen sich vor ihrem Handybildschirm oder dem einer anderen Person platzierten und posierten, wurden, sofern gerade der Laptop oder andere Schreibutensilien zur Hand waren, begleitende Feldnotizen angefertigt, um anschließend an die Situation ein Beobachtungsprotokoll auszuformulieren. Demgegenüber wurden Erinnerungsprotokolle erstellt, wenn es nicht möglich war, während der Beobachtung Feldnotizen zu machen. Dabei ist generell zu konstatieren, dass wir »nur eine sehr beschränkte Erinnerungs- und Wiedergabefähigkeit für die amorphen Ereignisse eines aktuellen sozialen Geschehens [haben]. Dem teilnehmenden Beobachter [und der teilnehmenden Beobachterin] bleibt also gar keine andere Wahl als die, die sozialen Vorgänge, deren Zeuge [oder Zeugin] er [oder sie] war, zumeist in typisierender, resümierender, rekonstruktiver Form zu notieren« (Bergmann 1985, S. 308).

Die Beobachtungs- und Erinnerungsprotokolle sind derart angelegt, dass sie möglichst detailgetreu die vollzogenen Praktiken und Interaktionen der an den Situationen beteiligten Akteur*innen, im Sinne einer körperleibsensiblen Haltung gleichzeitig aber auch das Befinden, die Gefühle, Eindrücke, Atmosphären, Assoziationen, Eindrücke und Stimmungen der Beobachterin

wiedergeben (für Ausführungen zur Versprachlichung körperleiblichen Empfindens vgl. Kap. 4.3.3). So dienten die Protokolle einerseits dazu, die Praktiken fotografischer Selbstdarstellung näher zu betrachten und zu dechiffrieren. Hierfür waren die Fragen leitend: Was machen die Beobachteten? Wie machen sie es? Welche Artefakte spielen dabei eine Rolle? Welches Verhalten der Beobachteten ist für die Beobachterin vertraut, welches Verhalten löst Irritationen aus? Andererseits sollte die körperleib sensible Protokollierung des Befindens, der Gefühle, Eindrücke, Atmosphären, Assoziationen, Eindrücke und Stimmungen der Beobachterin deren Subjektivität rekonstruierbar machen, um sie der Reflexion zuzuführen.

4.2.2 Autoethnografische Erfahrungen mit fotografischen Selbstdarstellungen⁵

In der Zeitspanne von Januar bis September 2017 wurden autoethnografische Selbsterfahrungen mit fotografischen Selbstdarstellungen gemacht. Sie wurden in einem Arbeitsurlaub in der Toskana im Juni und Juli 2017 intensiviert und besonders fokussiert. Die Erfahrungen wurden in einem Autoethnografie-Tagebuch festgehalten.

Unter dem Begriff Autoethnografie wird in der Fachliteratur sehr viel subsumiert. Dabei bezeichnet Autoethnografie zunächst einmal einen Forschungsansatz, »der sich darum bemüht, persönliche Erfahrung (*auto*) zu beschreiben und systematisch zu analysieren (*grafie*), um kulturelle Erfahrung (*ethno*) zu verstehen« (Ellis/Adams/Bochner 2010, S. 345, Herv. i.O.). Damit rückt der*die Forscher*in als Erkenntnissubjekt in den Vordergrund, der*sie sich über eigengelebte Erfahrungen sozialen und kulturellen Phänomenen annähert. Bönisch-Brednich (2012, S. 54–61) unterscheidet drei verschiedene Schulen oder Spielarten der Autoethnografie, die für die Verortung der vorliegenden Studie weiterführend sind: die Methode des *ethnographic self as resource* als eine Herangehensweise, die sich der Selbstreflexion der eigenen Disziplin und Arbeit verschrieben hat; die *evocative autoethnography* – auch als die eigentliche Autoethnografie verstanden –, die narrative Präsentationen des Forscher*innen-Selbst in Form freier, literarischer und stimmungserzeugender Texte in den Mittelpunkt der Arbeit stellt; die *analytische Autoethnografie*, die »epistemologische Paradigmen der qualitativen Sozialforschung mit

5 Die Ausführungen in diesem Kapitel wurden in Teilen dem Beitrag Schär (2021b) entnommen (Reproduziert mit Genehmigung von Springer Nature).

Autoethnographie« (ebd., S. 61) zu verbinden sucht. Die vorliegende Studie ordnet sich der analytischen Autoethnografie zu. Gegenüber der evokativen Autoethnografie ist sie erkenntnistheoretisch stärker an der klassischen Ethnografie orientiert und legt großen Wert darauf, dass »der Umgang mit den autoethnografischen Daten eng mit theoretischer Analyse verbunden wird (im Unterschied zu einer primär emotionalisierenden Präsentation des Materials in der evokativen Autoethnografie)« (Döring/Bortz 2016, S. 342). Mit der Wahl dieser Schule der Autoethnografie wird mithin zugleich Distanz gewonnen zu einer vielfach an der Autoethnografie geübten Kritik, die sich in der Regel auf die evokative Autoethnografie bezieht: So setze sich diese dem Verdacht eines »solipsistischen Selbstmissverständnisses« (Ploder/Stadlbauer 2013, S. 381) aus, das aus einer »narzisstischen Nabelschau« (ebd.) erwachse. Das Risiko dieser Methode liege insbesondere in einer Reduktion der Erkenntnisse auf ein spezifisches, in der Regel privilegiertes soziales Milieu sowie einer Missachtung von Macht- und Hierarchiebeziehungen, welche sich in romantisierenden, paternalistischen oder viktimisierenden Anklängen äußern könne. Des Weiteren fehle es der evokativen Autoethnografie an Gütekriterien, stehe sie durch ihren häufig emanzipatorischen Anspruch in der Gefahr ideologischer Perspektivenverengung und stelle ihre Theorieferne ein erhebliches Manko dar (vgl. ebd., S. 380–397). Wenngleich die analytische Autoethnografie in Abgrenzung von der evokativen Autoethnografie nicht das Ziel verfolgt, durch poetische und ästhetische Introspektionen Rezipient*innen zu affizieren, so versucht sie doch, »den körperlichen, sinnlichen und emotionalen Aspekt von Erlebnissen darzustellen« (Winter 2014, Abs. 33) beziehungsweise »die Auseinandersetzung mit (eigenen und fremden) Gefühlen« als »unvermeidliche[n] und unverzichtbare[n] Bestandteil des Forschungsprozesses« (Ploder/Stadlbauer 2013, S. 374f.) zu initiieren. In der analytischen Autoethnografie – und in dieser Hinsicht ist sie sehr anschlussfähig an die körperleib sensible Haltung der vorliegenden Studie – stehen die Sensibilisierung des*der Forscher*in für das eigene Selbst im Forschungsprozess, mithin ihre Subjektivität, ihre Motivationen und Emotionen sowie ihr Einfluss auf Forschungsgegenstand und -ergebnisse im Vordergrund (vgl. Ochs/Schweitzer 2010, S. 171f.). Dabei ist zu betonen, dass der kritisch-reflexive Blick auf das Selbst des*der Forscher*in im Forschungsprozess nichts Neues ist. Es war die von Georges Devereux (1984) entwickelte Ethnopsychanalyse, die hierzu theoretische wie methodische Grundlagen vorgelegt hat (vgl. Ochs/Schweitzer 2010, S. 172; Ploder/Stadlbauer 2013, S. 394). Die Autoethnografie eignet sich für eine kritisch-reflexive Selbstreflexion des*der

Forscherin aber besonders gut, »weil sie eine Fülle von Möglichkeiten bietet, diese Berücksichtigung des eigenen Selbst im Forschungsprozess methodisch umzusetzen« (Ochs/Schweitzer 2010, S. 172). Wenngleich in der Autoethnografie der Körper der Forschenden »das Erkenntnisinstrument schlechthin« (Gugutzer 2017, S. 388) sei, finden sich in entsprechenden Studien bisweilen eher beiläufige Verweise auf Körperleibtheorien, ohne dass diese systematisch ausgearbeitet und methodisch-methodologisch fruchtbar gemacht werden (vgl. z.B. Boll 2019; Kubes 2018). Entsprechend hat die Forscherin eine explizit leibphänomenologische Fundierung autoethnografischer Forschungszugänge vorgenommen (vgl. Schär 2021b; Kap. 4.1.3).

Die Erzeugung autoethnografischer Selbsterfahrungen mit fotografischen Selbstdarstellungen ist auf den ersten Blick einfach: Man erstellt Selfies, postet diese online in digitalen sozialen Netzwerken und verschriftlicht die Erfahrungen. Doch so einfach war es dann doch nicht, denn es galt einige Hürden der Überwindung zu nehmen. Zunächst stellten fotografische Selbstdarstellungen im Internet für die Forscherin, wie bereits angedeutet, eine befremdende Praktik dar, die – so zeigte sich im Verlaufe der Autoethnografie – mit Widerstand, Scham und diffusen Ängsten verbunden waren. Der Hauptteil der autoethnografischen Selbsterfahrung wurde in einem Arbeitsurlaub in der Toskana realisiert. In einem ersten Schritt wurden Selfies auf dem weitläufigen Landgasthof, auf dem der Arbeitsurlaub verbracht wurde, angefertigt, wobei die Forscherin bemerkte, dass sie peinlich genau darauf achtete, dabei von niemandem gesehen oder beobachtet zu werden. Der Schritt, Selfies von sich in der belebten Öffentlichkeit zu erstellen, war eine Hürde, welche die Forscherin vermutlich nur deswegen meisterte, weil die Kollegin, die mit ihr den Arbeitsurlaub verbrachte, sie dazu ermutigte und sich auf den ersten Selfies dazugesellte. Die größte Hürde war jedoch das Posten der Fotografien in digitalen sozialen Netzwerken. Diese Form der Exponierung in einem nur schwer zu überschauenden Rezipient*innen-Kontext war für die Forscherin emotional am schwierigsten zu bearbeiten und zu bewältigen. So gestaltete sich die Autoethnografie als Phase der Erkundung, der Überwindung und der beständigen (Selbst-)Reflexion, die mit diversen Emotionen einherging. Die Tagebucheinträge wurden entweder direkt nach einem Teilschritt fotografischer Selbstdarstellung in digitalen sozialen Netzwerken vorgenommen – so gingen aus der aufregenden Zeit der ersten Posts und der Beobachtung allfälliger Likes und Reaktionen fast stündlich Tagebucheinträge hervor – oder spätestens am Abend eines Tages. Bei den Einträgen wurde darauf geachtet, die Situationen und Erfahrungen einerseits möglichst objektiv zu beschreiben, sie als

körperleibliche Erfahrungen aber auch auf der Ebene des subjektiven Erlebens möglichst umfassend und detailliert zu erfassen (vgl. Schär 2021b; für Ausführungen zur Versprachlichung körperleiblichen Empfindens vgl. Kap. 4.3.3). Sie wechseln sich ab mit kritisch-reflexiven (Selbst-)Beobachtungen.

4.2.3 Forschungsprozessrelevante Erkenntnisgewinne der Voruntersuchung

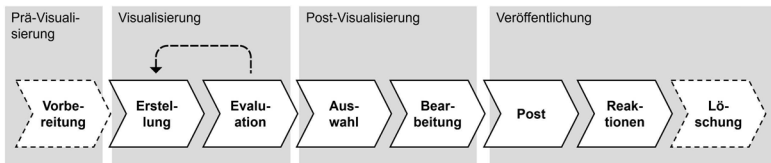
Die Beobachtungen im öffentlichen Raum und die autoethnografischen Selbsterfahrungen mit dem Herstellen und Posten fotografischer Selbstdarstellungen dienten der explorativen Annäherung an den Forschungsgegenstand sowie der Selbstreflexion angesichts eines gewissen Befremdens der Forscherin gegenüber der untersuchten Praktik. Nachfolgend wird erörtert, wie analytisch mit den Daten umgegangen wurde und werden forschungsprozessrelevante Erkenntnisse aus der Annäherung an den Forschungsgegenstand und der Selbstreflexion dargestellt.

Die Daten liegen einerseits als Beschreibungen beobachteter oder selbst vollzogener Praktiken und körperleibsensibler Wahrnehmungen und Empfindungen vor, andererseits als (selbst-)reflexive Texte. Dabei handelt es sich um unterschiedliche Textsorten, die in der analytischen Hinwendung zum Datenmaterial voneinander unterschieden werden müssen. Die (selbst-)reflexiven Textsequenzen wurden aufgrund ihres hohen Abstraktionsniveaus nicht methodologisch-methodisch angeleitet ausgewertet, sondern im Sinne eines reduktionistischen Verfahrens weiter verdichtet. In Bezug auf die Auswertung ausgewählter Sequenzen beobachteter Praktiken in den Beobachtungsprotokollen, ausgeführter Praktiken im Autoethnografie-Tagebuch sowie körperleibsensibler Wahrnehmungen und Empfindungen wurde mit der dokumentarischen Methode gearbeitet (für weitere Ausführungen vgl. Schär 2021b).

Im Sinne der Orientierung an einer analytischen Autoethnografie findet nachfolgend auch das Anliegen Berücksichtigung, die Forscherin nicht zu stark als Persönlichkeit und in ihrer Privatheit zu exponieren und auf diese Weise vulnerabel zu machen. Ihre persönlichen Erkenntnisse werden möglichst nüchtern und kondensiert zusammenfassend dargestellt, um deren epistemologischen und selbstreflexiven Gehalt herauszuheben, zumal der Schwerpunkt der Studie nicht auf der Vor-, sondern auf der Haupterhebung liegt.

Die empirischen Erkenntnisse und Erfahrungen aus der Voruntersuchung haben eine Gliederung der Praktik fotografischer Selbstdarstellung in unterschiedliche Phasen ermöglicht, die sich als wichtige Orientierungshilfe und Heuristik im Kontext der Haupterhebung (vgl. Kap. 4.3.2) erwies und durch diese bestätigt und vertieft werden konnte (vgl. Abb. 2):

Abb. 2: Ablaufmodell der Erstellung und Veröffentlichung fotografischer Selbstdarstellungen



In Anlehnung an Uelsmanns Begriffsschöpfung der »Prä-Visualisierung« und »Post-Visualisierung« (Uelsmann 1999, zit. in Pilarczyk/Mietzner 2003, S. 74) kann die Praktik fotografischer Selbstdarstellungen in vier Phasen unterteilt werden:

- *Prä-Visualisierung*: Im Kontext der Anfertigung vieler Fotografien findet eine *Vorbereitung* statt. Dies kann von längerfristigen Planungen des Ortes und der Wahl des Outfits über das Herrichten und Schminken bis hin zu kurzfristigen Vorbereitungen unmittelbar vor der Fotografie reichen (z.B. Haare richten). Es gibt aber auch spontane Fotografien, bei denen die Vorbereitung weitestgehend entfällt.
- *Visualisierung*: Im Rahmen der Visualisierung kommt es zunächst zur *Erstellung* einer fotografischen Selbstdarstellung. Hierbei wird vielfach für Fotografien posiert und werden zumeist mehrere Fotografien auf einmal angefertigt, bei denen leichte Variationen der Posen, Gesten, Gesichtsausdrücke oder Kamerawinkel vorgenommen werden. Die einzelne Fotografie oder die Fotoserie, die dabei erzeugt wird, wird im Anschluss einer *Evaluation* unterzogen. Hierbei werden die Fotografien im Handy durchgesehen und alleine oder gemeinsam evaluiert. Gegebenenfalls werden weitere Fotografien erstellt, die wiederum evaluiert werden.
- *Post-Visualisierung*: Sind die Fotografien erstellt und befinden sich darunter zeigenswerte Exemplare, kommt es direkt im Anschluss an die

Erstellung oder später zu einer *Auswahl*. Eine besonders gelungene fotografische Selbstdarstellung wird vor dem Hintergrund habitualisierter Geschmackspräferenzen ausgewählt. Vor dem Posten in einem digitalen sozialen Netzwerk werden die Fotografien zumeist mit einem Bildbearbeitungsprogramm nachbearbeitet. Die *Nachbearbeitung* kann von Farbfiltern über Retuschen von Hautunreinheiten, das Einfügen von Symbolen, Texten und Emoticons bis hin zu Veränderungen der Körperform reichen. Für die Nachbearbeitung stellen einerseits die Social-Media-Plattformen Bearbeitungsmöglichkeiten zur Verfügung, die im Prozess des Postens einer Fotografie automatisch durchlaufen werden. Andererseits gibt es dafür auch eigene Applikationen, in die die Fotografien geladen, bearbeitet und dann in veränderter Version gespeichert werden.

- *Veröffentlichung*: Nach der Post-Visualisierung kommt es zum *Post* der ausgewählten Fotografie auf einer Social-Media-Plattform. Die Fotografie kann hierbei noch mit einem Begleittext versehen und veröffentlicht werden. Auf die Veröffentlichung der fotografischen Selbstdarstellungen folgen dann in der Regel *Reaktionen* der Community. Sie werden mit von der Plattform zur Verfügung gestellten Symbolen (z.B. Herzen, Emoticons) oder auch in Form von Kommentaren bewertet. Im weiteren Verlauf werden die Fotografien zumeist früher oder später wieder gelöscht.

Im Kontext der autoethnografischen Erfahrungen mit fotografischen Selbstdarstellungen wurde die Forscherin zunächst dafür sensibilisiert, wie herausfordernd es ist, eine vorteilhafte Fotografie von sich herzustellen. Das Erstellen fotografischer Selbstdarstellungen erfordert unterschiedliche Kompetenzen und Wissen z.B. über Kameraperspektiven, das Posieren oder die eigene ›Schokoladenseite‹. Die Forscherin wurde in diesem Zusammenhang nicht nur darauf aufmerksam, wie voraussetzungsreich dieser Prozess ist, sondern wurde auch sensibilisiert für die Aushandlung innerer, imaginierter und äußerer, materialisierter Bilder, die sich dabei vollzieht (vgl. Kap. 3.2.2). Das Posieren in der Öffentlichkeit erwies sich für die Forscherin des Weiteren, wie bereits erwähnt (vgl. Kap. 4.2.2), als große Herausforderungen. Es stellte für sie eine am eigenen Körperleib wahrnehmbare, schambehaftete Praktik dar, im Rahmen derer sie fürchtete, von anderen gesehen und im Hinblick auf die Eitelkeit, die im Anfertigen von Selfies für sie mitschwingt, ›entlarvt‹ zu werden. Und als eitel empfand sich die Forscherin auch in der Selbstbeurteilung ihrer Fotografien. Sie verfolgte sehr deutlich das Ziel, auf den Fotografien möglichst gut auszusehen. Dabei versuchte sie mit ihren Fotogra-

fien vergeschlechtlichte Schönheits- und Attraktivitätsnormen zu erfüllen. Dies beschäftigte sie insofern besonders, als sie sich für eine feministisch informierte, kritische Wissenschaftlerin hielt, die sich ein bisschen über oder jenseits gesellschaftlicher Subjektformen bewegt – um dann festzustellen, dass sie sich mitten darin befindet. Dies verdeutlichte der Forscherin die Wirkmächtigkeit gesellschaftlicher Strukturen wie auch die Relevanz verborgener und imaginierter Blicke Anderer in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst(-Bild). Ebenso war der Prozess des Postens von fotografischen Selbstdarstellungen auf einem eigens dafür geschaffenen Instagram-Account für die Forscherin mit großer Aufregung und körperleiblich spürbaren Ängsten verbunden. Was, wenn niemand auf die geposteten Fotografien reagieren würde; was, wenn ein negativer Kommentar gepostet würde? Sich selbst fotografisch darzustellen, erlebte die Forscherin als eine Ausgesetztheit in einem unberechenbaren Kosmos der Bewertung, der emotional sehr herausfordernd war. Nach ersten positiven Rückmeldungen und Erfahrungen legte sich die Aufregung; sie verschwand nicht ganz, mischte sich aber mit einer gewissen Lust auf diese Art von Anerkennung. Insoweit sammelte die Forscherin jedenfalls ausreichend Hinweise, um im weiteren Verlauf für körperleibliche und vor allem emotionale Aspekte des Postens von fotografischen Selbstdarstellungen in digitalen sozialen Netzwerken bei den jungen Menschen aufmerksam zu bleiben.

Im Rahmen der Beobachtungen im öffentlichen Raum wie auch der autoethnografischen Selbsterfahrungen konnten im Hinblick auf die Selbstreflexion zudem unterschiedliche Annahmen und Vorurteile ans Licht gebracht werden. Wie bereits erwähnt, handelt es sich bei fotografischen Selbstdarstellungen und insbesondere beim Herrichten und Posieren für die Fotografien – zumindest der ursprünglichen Sichtweise der Forscherin zufolge – um eine von Narzissmus geprägte Praktik. Dies macht in ihren Augen jene Personen, die sich selbst fotografieren und Fotografien von sich posten, zu Narzisst*innen. Dabei handelt es sich um eine abwertende und einseitige Beurteilung der Selbstdarsteller*innen, die den Blick für weitere Aspekte der Selbstdarstellungen verstellen kann. Ebenso schwingt für die Forscherin in fotografischen Selbstdarstellungen ein Egozentrismus mit. Besonders deutlich wurde die Abneigung der Forscherin gegenüber einem mit den fotografischen Selbstdarstellungen einhergehenden Egozentrismus in einem Beobachtungsprotokoll, in dem sie zwei weibliche Jugendliche in einem Café beobachtete (vgl. Beobachtungsprotokoll »Eine Freundin mit Handy« vom 18.03.2017). Die Beobachterin ist überrascht darüber, dass sich

eine der beiden weiblichen Jugendlichen längere Zeit der Interaktion mit der gegenüberstehenden Freundin entzieht und sich mit ihrem Handy beschäftigt, um Aufnahmen von sich zu erstellen. Obwohl die Freundin augenscheinlich routiniert und gelassen damit umgeht und sich selbstgenügsam mit ihrem Getränk beschäftigt, empfindet die Forscherin angesichts dieser Szene eine Irritation, in der ihre normativen Wertorientierungen deutlich werden: Menschen, die fotografische Selbstdarstellungen von sich anfertigen, stehen für sie im Verdacht, egoistisch und eben nicht sozial und zugewandt zu sein. Der analytische Zugang hat des Weiteren aufgezeigt, dass die Forscherin von einer generationalen Differenz zu den im Fokus der Untersuchung stehenden jungen Menschen ausging. Für eine solche Differenz gilt es selbstverständlich sensibel zu sein, schließlich können körperleibliche Erlebensweisen fotografischer Selbstdarstellungen und Umgangsweisen mit modernen Technologien und damit einhergehenden Praktiken generational gerahmt sein. Die Analyse der Beobachtungsprotokolle und vor allem des Autoethnografie-Tagebuchs hat aber darauf hingewiesen, dass die Forscherin dazu tendierte, ihre Unbeholfenheit, ihre Aufgeregtheiten und ihre Emotionen im Allgemeinen mit ihrer generationalen Lagerung und damit einhergehenden Distanziertheit gegenüber Social Media in Zusammenhang zu bringen. Damit affirmierte sie nicht nur die teilweise in der Fachwelt sehr stark betonte Differenzierung zwischen sogenannten ›Digital Natives‹ und ›Digital Immigrants‹, die sie eigentlich selbst kritisch diskutiert (vgl. Schär 2013, S. 140), sondern lief auch Gefahr, die Befindlichkeiten, Gefühle und die Unbeholfenheit der jungen Menschen, die sie erforscht, zu negieren.

Die explorative Annäherung an den Forschungsgegenstand über die Beobachtungen und die Autoethnografie war äußerst relevant, um informiert (über die Aufarbeitung der Literatur zum Forschungsgegenstand hinaus) und sensibilisiert die Hauptuntersuchung vornehmen zu können. Im Sinne einer fortwährenden Selbstreflexion wurde im gesamten Forschungsprozess ein Forschungstagebuch geführt, in dem punktuell Erfahrungen und Eindrücke notiert, festgehalten und reflektiert werden konnten.

4.3 Hauptuntersuchung: Teilnarrative Fotointerviews mit jungen Menschen

Die Hauptuntersuchung der vorliegenden Studie bilden Interviews mit jungen Menschen in der Schweiz zu ihren fotografischen Selbstdarstellungen in